

2. Wandel moderner Gesellschaften

Die o. g. Ansätze von PARK beruhen auf der Annahme, es gebe für alle Mitglieder der Gesellschaft einen eindeutigen und verbindlichen Kulturbegriff. Dabei wird die Heterogenität bestehender Kulturen vernachlässigt und der gesellschaftliche Wandel nur in Hinblick auf den erhofften Fortschritt thematisiert. Dabei ist eines der größten Probleme modern-monistisches Denken darin zu sehen, dass gesellschaftlicher Fortschritt auf Kosten der Menschlichkeit durchzusetzen versucht wurde.

„Eine der größten Tragödien der modernen Ära war der Irrtum, dass Gesellschaft und Menschlichkeit ein und dasselbe sind und dass, wenn man die perfekte Gesellschaft schafft, der perfekte Mensch das Resultat ist.“ (ALBROW 1999, S. 45)

Für HAVEL (1992) symbolisiert der Zusammenbruch des kommunistischen Blocks das Ende der Neuzeit, mit der sich der Glaube verband, die Welt könne angesichts der zu erkennenden Wahrheit in einem einheitlichen System geordnet und so in eine bessere Gesellschaft überführt werden. Er beschreibt die Moderne als Zeit der absoluten Interpretation der Wirklichkeit, als eine Ära, die sich zum Ziel gesetzt hatte, die universale Theorie der Welt ausfindig zu machen und damit den Schlüssel zum Wohlstand aller zu finden (vgl. HAVEL 1992, S. 13). Dieses Fortschrittsdenken der Moderne endet im Niedergang des Kommunismus, dem größten modernen Projekt, das solch einen Absolutheitsanspruch formulierte. HAVEL (ebd.) geht davon aus, dass nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Systems scheinbar festgefügte Bindungen plötzlich in Frage gestellt wurden, da der Druck, der sie erzwungen hat, gewichen ist.

Dementsprechend geht er davon aus, dass sich die Politik neu ausrichten, dass sie ihr „post-modernes Gesicht“ finden müsste (HAVEL 1992, S. 18)¹⁴.

Es zeigt sich, dass vor allem der Glauben an die absolute Machbarkeit sozialer Projekte kritisiert wird und Veränderungen oftmals differenzierter betrachtet werden. Dieser Wandel unserer Gesellschaft ist in den letzten Jahren vielfach beschrieben worden: Zusammenbruch des Kommunismus, Enttraditionalisierung, Globalisierung, neue Arbeitsgesellschaft und Informationswelten rücken in den Fokus der Gesellschaftsanalysen (für einen Überblick vgl. z.B. PONGS 1999, 2000).

¹⁴ vgl. auch für dementsprechende Vorschläge im Migrationskontext, global governance und internationale Richtlinien NUSCHELER 2000, ANGENENDT 2000, AKASHE-BÖHME 2000.

Bei aller Verschiedenheit liegt den meisten Gesellschaftsanalysen meiner Meinung nach ein gemeinsames Motiv zugrunde: Die Annahme, dass die Selbstverständlichkeit der Moderne, der Glaube, es gebe eine einzige Lösung, die man nur zu erkennen und dann anzuwenden brauche, seine Deutungshoheit verliere. Scheinbar sichere Erkenntnisse werden ebenso in Frage gestellt wie Traditionen. Eine umfassende Darstellung dieses Wandels kann im Rahmen dieser Arbeit nicht geleistet werden, es soll aber im Folgenden auf zwei Aspekte eingegangen werden, die für das Thema der Migration bedeutsam sind: Globalisierung und „reflexive Modernisierung“.

2.1 Reflexive Modernisierung

Heute ist die Gesellschaft weitestgehend mit Gefahren und Problemen konfrontiert, die sie selbst verursacht hat: Umweltkatastrophen, deren anthropogene Ursachen inzwischen kaum noch geleugnet werden können, oder die Diskussionen um die Sozialsicherungssysteme, deren Kopplung an die Altersstruktur der Bevölkerung in Anbetracht des demographischen Wandels staatliche Steuerungsversuche zu überfordern scheint, machen auf die problematischen Folgen menschlichen Handelns oder Unterlassens aufmerksam. Risiken werden heute wahrgenommen als historisches Produkt, als „Spiegelbild menschlicher Handlungen und Unterlassungen“ und hinterfragen deswegen moderne Machbarkeitsvorstellungen (vgl. BECK 1986, S. 300). Er betont, dass sich die Risikogesellschaft im Vergleich zu allen früheren Epochen durch die mangelnde Möglichkeit externer Zurechenbarkeit von Gefahrenlagen kennzeichnet. Diese sich wandelnde Gesellschaft, die von der Dekonstruktion modernen Fortschrittsglaubens gekennzeichnet ist, wurde von BECK (1986) als „Risikogesellschaft“ und später (BECK 1998) als „reflexive“ oder „zweite Moderne“ bezeichnet:

„Die paradoxe Sozialstruktur des eigenen und globalen Lebens kann (theoretisch) entfaltet werden in einer Gedankenfigur, die Modernisierung (im Sinne von Enttraditionalisierung, Individualisierung usw.) auf die Industriegesellschaft selbst anwendet. Das nenne ich reflexive Modernisierung. Gemeint ist damit zunächst nicht unbedingt Reflexion von Modernisierung, sondern „Reflexivität“ im Sinne von ungewollter, oft auch ungesehener Selbstinfragestellung, Selbstveränderung. Modernisierung untergräbt – und verändert! – die Voraussetzungen und Rahmenbedingungen industriegesellschaftlicher Modernisierung; eben im Sinne z.B. von Enttraditionalisierung, Globalisierung und Individualisierung.“ (BECK 1995, S. 15)

Einhergehend mit dieser Auflösung moderner, monistischer Vorstellungen erodieren traditionelle Lebensweisen sowie überlieferte gesellschaftliche Verfahren und Deutungsmuster. Gesellschaftliche Homogenität wird weitgehend als Fiktion entlarvt und Pluralität als Chance und Notwendigkeit begriffen. Durch den Verlust der Selbstverständlichkeit und Eindeutigkeit entsteht der Zwang zur Wahl, zur Entscheidung und zur Reflexion. Diese Prozesse beschreibt BECK (1995) als Enttraditionalisierung, die eng mit Individualisierung/ Pluralisierung sowie Globalisierung in Zusammenhang stehen. Was die Enttraditionalisierung auf der individuellen Ebene bewirkt, hat BECK (1995) sehr anschaulich mit den Begriffen der Individualisierung und Pluralisierung beschrieben.

Da die Erosion zuvor selbstverständlicher Traditionen diese nun als Optionen darstellt und das Individuum jetzt entscheiden muss, ob es diesem Deutungsangebot folgen will, ist es ständig auf sich selbst zurückgeworfen. Dabei geht BECK (ebd.) davon aus, dass die Möglichkeit, ein „eigenes Leben“ zu führen, erst in hochdifferenzierten Gesellschaften entsteht. „Ein eigenes Leben zu führen“, meint, selbstverantwortlich und permanent sein Leben gestalten und zu diesem Zweck Entscheidungen treffen zu können und zu müssen. Zugrunde liegt hier die Annahme, dass in Gesellschaften, die in Teilbereiche zerfallen (also: funktional differenziert) sind, Menschen ebenso nur in Teilbereichen integriert werden. Dies habe zur Folge, dass sie permanent zwischen verschiedenartigen, sich z.T. widersprechenden Logiken wechseln müssen und gezwungen sind, Widersprüche zu integrieren und sich selbst Kontinuitäten in ihrem Verhalten zu konstruieren. Dabei kann nicht davon ausgegangen werden, dass dieses „eigene Leben“ ein autonom und frei gestaltetes Leben darstellt: Es unterliegt hingegen vielfach Bedingungen, die sich seiner Kontrolle entziehen (z.B. Vorgaben von Institutionen). Dennoch muss die Interpretation des Lebens und der in ihm enthaltenen Chancen und Risiken selbst geleistet werden:

„In der individualisierten Gesellschaft muß der einzelne entsprechend bei Strafe seiner permanenten Benachteiligung lernen, sich selbst als Handlungszentrum, als Planungsbüro in Bezug auf seinen eigenen Lebenslauf, seine Fähigkeiten, Orientierungen, Partnerschaften usw. zu begreifen. [...] Gefordert ist ein aktives Handlungsmodell des Alltags, daß das Ich zum Zentrum hat, ihm Handlungschancen zuweist und eröffnet und es auf diese Weise erlaubt, die aufbrechenden Gestaltungs- und Entscheidungsmöglichkeiten in Bezug auf den eigenen Lebenslauf sinnvoll kleinzuarbeiten.“ (BECK 1986, S. 217)

Die Selbstthematization wird geradezu erzwungen in der Auseinandersetzung mit der Umwelt. Dadurch wird die Biographie zur Wahl- oder Bastel-, zur Bruch- oder Zusammenbruchbiographie, weil nicht mehr unhinterfragt auf Traditionen zurückgegriffen werden kann. Das bedeutet nicht, dass Traditionen unbedeutend werden. Sie spielen im Gegenteil oftmals eine

enorme Rolle. Sie müssen aber gewählt oder entdeckt werden und die mit ihnen verbundenen Quellen kollektiver und gruppenspezifischer Identitäts- und Sinnggebung sind ihrer Absolutheit und Eindeutigkeit beraubt. Zu diesen sinngebenden Faktoren zählt BECK (ebd.) ebenso ethnische Identität oder Klassenbewusstsein wie auch den Fortschrittsglauben der Industriegesellschaft. Die Normalbiographie wird aufgeweicht und konterkariert von den Anforderungen und Möglichkeiten der reflexiven Moderne: Gruppenkategorien der Industriegesellschaft werden kulturell aufgehoben bzw. transformiert. Selbst traditionelle Lebensverhältnisse werden entscheidungsabhängig, müssen gewählt, gegen andere mögliche Optionen verteidigt und gerechtfertigt und als persönliches Risiko gelebt werden. Die Folge ist, dass alle Definitionsleistungen den Individuen auferlegt werden, was BECK (ebd.) als „Individualisierung“ beschreibt. Dadurch wird das eigene Leben zur Aktivität gezwungen. Dies impliziert, dass ein „Scheitern“ nicht mehr über Lebensformen gemeinschaftlich abgefangen werden kann¹⁵. Scheitern wird zum persönlichen Scheitern in dem Sinne: Es wird nicht als Klassenerfahrung in einer „Kultur der Armut“ aufgefangen. Vielmehr verwandeln sich nunmehr gesellschaftliche Probleme in „persönliches Versagen“ und gesellschaftliche Probleme können unmittelbar in psychische Dispositionen umschlagen (vgl. BECK 1995, S. 11/12).

Eingebettet ist dieses eigene Leben in eine Welt, die sich scheinbar immer mehr dem eigenen Zugriff entzieht, weil sie global vernetzt ist. Das eigene Leben muss also angesichts der vielfältigen und sich widersprechenden Informationen und Wahlzwänge in einem Rahmen globaler Unsicherheiten permanent reflektiert und gemanagt werden, was später in der Reformulierung des Integrationskonzeptes von ESSER (1980) wieder aufgegriffen werden soll. Diese Fähigkeit zum Selbstmanagement kann nur von einer autonomen Identität geleistet werden, die in der Lage ist, ihre Wahl gegen andere Optionen zu verteidigen. Auf diesen Kontext der Globalisierung soll nun kurz eingegangen werden.

2.2 Globalisierung

Wenn über Globalisierung diskutiert wird, dann liegt der Debatte die Annahme zugrunde, dass die Entfaltung des Weltmarktes tiefgreifende Folgen für Kulturen, Identitäten und Lebensstile hat. So identifiziert z.B. ALBROW (1999) fünf Faktoren, die unser Zeitalter in ein globales verwandeln: 1) vom Menschen hervorgerufene Probleme, 2) Verlust jeglicher

¹⁵ Gemeint ist damit der als Scheitern erlebte Prozess. Arbeitslosigkeit oder Armut werden als individuelles Schicksal und nicht als gesellschafts-strukturelles Problem wahrgenommen oder auf eine göttliche Ordnung zurückgeführt. Heute existieren in stärkerem Maße als früher Institutionen und gesellschaftliche Verfahren, die ein Scheitern (in erster Linie) finanziell abfedern. Definiert wird es aber meistens dennoch als ein persönliches Versagen.

Sicherheit angesichts atomarer Bedrohung, 3) globale Vernetzung und neue Kommunikationswege, die zeitliche und räumliche Grenzen überwinden, 4) weltweite Handelsbeziehungen, 5) das Bewusstsein grenzübergreifender sozialer Interaktionen und einer globalen Gesellschaft. Auch er geht davon aus, dass die Moderne ihren Ordnungs- und Handlungsrahmen im Nationalstaat gefunden hatte, der nun überholt wirkt, da er an Souveränität verliert. Die immer schneller und stärker verlaufenden Globalisierungsprozesse unterlaufen demnach die Handlungsfähigkeit national-staatlicher (und damit auch territorial verfasster) Gesellschaften. Traditionelle Lösungsoptionen und Handlungsweisen verlieren also auch auf der Ebene des modernen Nationalstaates an Wirksamkeit. Daher wird der Steuerungsverlust der Nationalstaaten zum zentralen Problem:

„Sobald Solidarität und Gemeinschaftsinteresse keinen natürlichen Ort mehr haben, bricht die schöne Ordnung einer Gesellschaft zusammen, in der die verschiedenen Gewalten pyramidenförmig ineinander verschachtelt sind. Es gibt keine großen Entscheidungen mehr, aus denen kleine Entscheidungen hervorgehen könnten, keine Gesetze, aus denen Verordnungen abgeleitet werden.“ (BECK 1998, S. 183)

Dabei entsteht eine „Krise des räumlichen Machtbegriffs“, die auch als Verlust moderner Ordnungsvorstellungen und des Machbarkeitsglaubens verstanden werden kann. Dieser Verlust verdeutlicht, dass die lange vorherrschende Gleichsetzung von Staat und Gesellschaft obsolet wird. BECK (1998, S. 49ff.) beschreibt dies als Auflösung des „Container-Staats“, wobei er davon ausgeht, dass der Staat als territoriale Einheit vorgab, was innerhalb dieses abgegrenzten Raumes als angemessenes Ordnungsschema gelten durfte. In diesem Territorium werden kollektive Identitäten geschaffen, die einem bestimmten Homogenisierungsdruck unterliegen (vgl. Kapitel Monismus der Moderne). Globalisierungsprozesse unterlaufen nun die Grenzen dieser territorial abgegrenzten Ordnung und die kulturelle Homogenität eines Staates wird durch neue kulturelle Elemente aufgebrochen.

Dennoch muss mit ANGENENDT (2000) betont werden, dass (auch wirtschaftliche) Globalisierung nicht unkontrolliert verlief, sondern wesentlich auf politischen Entscheidungen verschiedener Staaten beruhte. Er betont, dass es Bereiche gebe, in denen der Nationalstaat trotz der Globalisierungsprozesse Handlungsmöglichkeiten behalte, und dass andere Bereiche existieren, in denen er solche Kompetenzen aufgeben muss.

In der Diskussion um Globalisierungsprozesse wird immer wieder die Angst vor dem Verlust kultureller Eigenarten geäußert, die von „westlichen“ Ideen und Produkten verdrängt würden.

HOFFMANN-NOWOTNY (1998, 2001) versteht diese Prozesse als „Verwestlichung der Erde“ oder „Europäisierung“ (HOFFMANN-NOWOTNY 1998, S. 298, AKASHE-BÖHME 2000) und betont, dass man unsere Welt heute als eine Weltgesellschaft denken muss. Dabei geht er davon aus, dass es zu einer kulturellen und strukturellen Diffusion westlicher Ideen gekommen sei: Es existierten beträchtliche Gemeinsamkeiten bezüglich bestimmter Vorstellungen oder Visionen von Demokratie, sozialer Gerechtigkeit oder universellen Menschenrechten, selbst wenn diese verschieden aufgefasst oder interpretiert werden und in sehr unterschiedlichem Maße in den jeweiligen Ländern institutionalisiert sind. Diese Institutionalisierung fasst er als strukturelle Integration, die in der wirtschaftlichen Dimension ihren Ausdruck findet. Sehr deutlich wird hier, dass trotz kultureller und struktureller „Verwestlichung“ der Welt massive Unterschiede zwischen verschiedenen Ländern bestehen und diese Form der Verwestlichung keineswegs zu einer „Vereinheitlichung der Lebensverhältnisse“ geführt hätte. Dabei ist ihm wohl bewusst, dass dieser Prozess auch Gegenreaktionen in Form kultureller oder fundamentalistischer Revivals hervorruft (vgl. HOFFMANN-NOWOTNY 2001, S. 297).

Deutlicher macht BECK (1998) darauf aufmerksam, dass dieser Prozess nicht als Vereinheitlichung der Welt („McWorld“) verstanden werden darf, sondern vielmehr als ein dialektischer Prozess, der durch die Auflösung nationaler Grenzen, durch den Machtverlust der Territorialstaaten den Blick frei werden lässt auf das Lokale und damit auf bestehende Kulturen, die gewählt werden können (vgl. auch GIDDENS 1997, S.120). Insbesondere die Verunsicherung in der globalen und nicht mehr eindeutig berechenbaren Welt macht die Anknüpfung an scheinbar sicheres, traditionelles Wissen sowie den überschaubaren Raum (und im Extremfall den Fundamentalismus) für viele hoch attraktiv und gibt dem Thema Ethnizität einen neuen Stellenwert. Dabei sind weder das Globale noch das Lokale unveränderliche Größen, zwischen denen Menschen sich zu entscheiden hätten: Es kommt vielmehr zu einer Verschränkung globaler und lokaler Elemente, die ROBERTSON (1998) mit dem Begriff der „Glokalisierung“ fasst. Dazu gehört vor allem eine Verschränkung und Vermischung von kulturellen Bestandteilen, die sogenannten Kreolisierung oder Hybridisierung (WAGNER 2001, S. 15ff.), die neue kulturelle Stile, Formen oder Traditionen hervorbringt. So zeigt sich, dass auch jene Produkte, die mit der „Verwestlichung der Welt“ in Zusammenhang gebracht werden, ebenso den lokalen/ traditionellen Anpassungsmustern unterliegen. So betont WAGNER (2001, S. 16), dass sich der weltweit größte Musiksender MTV bereits nach kurzer Zeit von einem einheitlichen Sendekonzept verabschieden musste und statt dessen nun mit 28 regionalspezifischen MTV-Sendern arbeitet, die jeweils offen sind für die Berücksichtigung lokaler Besonderheiten. Und ZUKRIGL (2001) macht darauf aufmerksam, dass der weltweite Erfolg der Fast-

food-Kette McDonalds keinesfalls mit einer Vereinheitlichung der Lebensweise einhergeht. Sie zeigt auf, dass zentrale Elemente (Standardisierung, Selbstbedienung und Warteschlangen) zwar überall übernommen wurden, dass der Erfolg sich aber an jeweils unterschiedliche Faktoren knüpft¹⁶. Zudem beschäftigt das Unternehmen vor Ort fast ausschließlich einheimische Manager und passt die Produktpalette den kulturellen Vorlieben und Nahrungsregeln an. Diese neuartige Verknüpfung verschiedener kultureller Elemente lässt sich mit dem Begriff der Transkulturalität (WELSCH 1997) umschreiben. Daher stellt sich die Frage, welche Bedeutung dem viel zitierten Umorientierungsprozeß von Migrant(inn)en in einer globalisierten Welt zukommt, in der Stadt-Land-Differenzen größer sind als nationale Unterschiede, kulturelle Besonderheiten transkulturell weiterentwickelt werden und Medien (z.T. sicherlich auch verzerrte) Bilder der Einwanderungsländer in die entlegensten Winkel der Welt transportieren. Prinzipiell kann Migration aber als eine Form der sozialen Aufstiegsmobilität in *einer* geschichteten Weltgesellschaft (HOFFMANN-NOWOTNY 2001, S. 299) verstanden werden – eine Denkfigur, die wir bereits bei ROBERT EZRA PARK kennen gelernt haben:

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass anhand sozialwissenschaftlicher Gegenwartsdeutungen gezeigt werden konnte, dass Gesellschaft nicht mehr in Kategorien der Moderne (Monismus, Machbarkeit und Fortschritt) und des Nationalstaates (Homogenitätsfiktion und territoriale Eingrenzbarkeit) gedacht werden kann, wie es z.B. ROBERT EZRA PARK getan hat: Der monistische Ordnungsglaube der Moderne zerbricht u.a. an dem Steuerungsverlust staatlicher Instanzen, wodurch die Illusion gesellschaftlicher Homogenität hinterfragt und zu

¹⁶ „Andere Aspekte stoßen jedoch auf Widerstand. Ostasiaten ignorieren im Allgemeinen das unausgesprochene Fastfood-Gebot, dass Kunden auf schnellen Service mit ebenso schnellem Konsum zu reagieren haben. In Seoul, Hongkong oder Taipei sitzen Schüler und Studenten oft stundenlang in einer McDonalds-Filiale, erledigen Hausaufgaben, lernen für Prüfungen und entkommen auf diese Weise der häuslichen Enge und der Hektik des urbanen Lebens. Gerade für Frauen bietet McDonalds einen neuen öffentlichen Raum jenseits der von Männern dominierten Teehäusern und Restaurants: Hier wird kein Alkohol ausgeschenkt, das Management schützt die Frauen vor Belästigungen und behandelt sie genauso wie männliche Kunden.

Oft erweisen sich für westliche Beobachter ungewöhnliche Aspekte als ausschlaggebend für den weltweiten Erfolg der Hamburger-Kette. So gelten in Ostasien die sauberen und geräumigen Toiletten von McDonalds als einer der Hauptgründe für einen Besuch. Bis zum Einzug von McDonalds war der Besuch einer öffentlichen Toilette ein in Hongkong oder Peking ein Wagnis. Die amerikanische Firma wird gemeinhin als Katalysator für veränderte Hygienestandards in der ostasiatischen Gesellschaft angesehen. [...] Für den Erfolg in den USA ist das Selbstverständnis des Unternehmens als ‚freundlicher Dienstleister‘ maßgeblich erfolgsbestimmend. Alle Mitarbeiter durchlaufen ein Training im ‚Service with a smile‘. Doch erstaunlicherweise führte gerade diese Philosophie zu einer Reihe interkultureller Missverständnisse. In Hongkong und Peking hatte das lokale Management große Schwierigkeiten, den Angestellten das Lächeln beizubringen, und die chinesischen Kunden fühlten sich von der lächelnden Bedienung auf den Arm genommen. Lächeln ist engen Freunden und Verwandten vorbehalten und gilt Fremden gegenüber als unpassend. Auch in Moskau war das Lächeln erklärungsbedürftig: In den ersten Wochen nach der Eröffnung der McDonalds-Filiale verkündete ein Angestellter per Megaphon: ‚Die Angestellten werden Sie anlächeln. Dies bedeutet nicht, dass sie sich über Sie lustig machen. Wir lächeln, weil wir glücklich sind, Sie zu bedienen.‘“ (ZUKRIGL 2001, S.53/ 54)

Gunsten der Heterogenisierung von Gesellschaften aufgegeben wird. Es entsteht der Zwang zur Wahl, der sich auch auf Identitäten und Traditionen bezieht. Dabei stellt Ethnie eine Ressource bzw. ein Risiko unter anderen dar. Die aktuelle Migrationsforschung muss diese veränderten gesellschaftlichen Bedingungen berücksichtigen, will sie die ihr gestellten Fragen angemessen beantworten können.

Deswegen sollen nun neuere Migrationsphänomene sowie die Migration nach Deutschland seit den sechziger Jahren dargestellt werden, um den theoretischen Überlegungen nun Beobachtungen gegenüberzustellen. Daran soll sich ein Exkurs über die Integration bzw. Inklusion von Menschen in reflexiv-modernen und funktional-differenzierten Gesellschaften anschließen, um aufzuzeigen, dass das Integrationskonzept von ESSER (1980, 1999) so formuliert werden kann, dass es diesen Anforderungen gerecht wird.

2.2.1 Ein neues Phänomen der Migration: Transnationalität

Neue Formen der Migration zeigen auf, dass sich Gesellschaften längst nicht mehr innerhalb festgelegter Grenzen konstituieren. So betont HAN (2000), dass seit Ende des Zweiten Weltkrieges das Ausmaß der Migration zugenommen habe. Zudem müsse man von einer Diversifizierung der Migration ausgehen. Zu analogen Ergebnissen kommt auch PRIES (1996, 1998), der darauf aufmerksam macht, dass es seit den sechziger Jahren quantitative und qualitative Veränderungen in den Migrationsströmen gegeben habe, die durch die gravierenden Transformationsprozesse der achtziger Jahre verstärkt wurden: Zum einen lässt sich eine enorme quantitative Zunahme feststellen. Laut seinen Aussagen lebten zu Beginn der 80er Jahre ca. 77 Millionen Menschen außerhalb ihres Herkunftslandes (UNO 1989 zitiert nach PRIES 1998). Bereits 1990 wurde die Zahl der internationalen Migrant(inn)en von der International Migration Organization auf 80 Millionen geschätzt und für 1992 wurde davon ausgegangen, dass über 100 Millionen Menschen außerhalb ihres Geburtslandes lebten (ADELMANN 1993/94, S. 67; CASTLE/ MILLER 1993, S.4f. zitiert nach PRIES 1998). WÖHLKE (2001) geht diesbezüglich von ca. 120 Millionen Menschen aus, die nicht mehr in ihrem Geburtsland leben. PRIES (1998) betont, dass ungefähr ein Viertel bis ein Drittel der Migrant(inn)en dabei der Gruppe der Flüchtlinge zuzurechnen ist. Die Mehrheit stellt die sogenannten Arbeitsmigrant(inn)en, die seiner Meinung nach „den Prototyp der Wanderung in modernen Gesellschaften verkörpern“ (vgl. PRIES 1998, S. 56). Neben der quantitativen Zunahme hat sich zum anderen auch die Hauptrichtung der Wanderung verändert: Bis 1960 verliefen die globalen

Netto-Wanderströme vom industrialisierten Norden in die weniger entwickelten Gebiete des Südens – danach hat sich die Richtung der weltweiten Migrationsbewegungen umgekehrt und verläuft heute vor allem in Richtung der hochindustrialisierten Regionen der Welt (UNO 1993, S. 14 zitiert nach PRIES 1998). Aber auch die Art der Wanderungen hat sich durch gesteigerte Mobilitätsmöglichkeiten und Kommunikationswege verändert: Ging man früher davon aus, dass Migration eine einmalige Aktion darstelle, die im Aufnahmeland ihren Endpunkt finde oder nur als eine Zwischenepisode im Leben des „Gastarbeiters“ verstanden werden kann, so zeigt sich heute, dass es immer mehr zu Pendelwanderungen und damit verbunden der Ausbildung von transnationalen sozialen Räumen kommt. Eine sehr anschauliche Beschreibung der Verknüpfung der Herkunftsgemeinden und der Aufnahmeländer hat PRIES (1998) anhand der Pendelwanderungen zwischen Mexiko und den USA geleistet. Er betont, dass die durch Pendel- und Kettenwanderung entstandenen Sozialräume transnationaler und längerfristiger Natur sind, auch wenn nicht immer die selben Individuen wandern. Weiterhin zeigt er, dass diese Prozesse zu einer Ausprägung neuer kultureller Formen sowohl in den Herkunftsgemeinden als auch im Aufnahmeland führten. Dabei kommt den ethnischen Netzwerken im Aufnahmeland eine wichtige Bedeutung bei der Orientierung und Unterstützung jener Neuankömmlinge, die erst vor kurzem eingewandert sind, zu. Diese Beschreibung erinnert stark an die Diskussion um Binnenintegration in ethnische Kolonien (vgl. z.B. AUERNHEIMER 1988). Inwiefern eine Gleichsetzung hier angemessen wäre, müsste sorgfältig geprüft werden, zumal PRIES (1998) die Ausbildung von neuen Lebensstilen betont, die nicht unbedingt mit einer ethnischen Segregation einhergehen. LEGGEWIE (2000) weist darauf hin, dass transnationale Gemeinschaften für Nationalstaaten insofern ein Problem darstellen (können), als dass ihre Bindungen und Loyalitäten kein geographisch lokalisierbares Zentrum mehr aufweisen.

2.2.2 Deutschland als Einwanderungsland

Heute leben ca. acht Millionen Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland. Davon sind 1,59 Millionen (21,7%) aller „Ausländer“ in Deutschland geboren (BEAUFTRAGTE DER BUNDESREGIERUNG FÜR AUSLÄNDERFRAGEN 2000b). Die größte und eine besonders „auffällige“ Gruppe stellt die türkischstämmige Bevölkerung in Deutschland dar.

Obwohl sich bis vor kurzem die Bundesrepublik Deutschland explizit nicht als Einwanderungsland verstand, wurde seit den fünfziger Jahren in Deutschland die vermehrte Nachfrage

nach Arbeitskräften mit Hilfe ausländischer „Gastarbeiter“ zu decken versucht. 1955 hielten sich bereits ca. 80000 ausländische Arbeitnehmer in Deutschland auf (vgl. BEAUFTRAGTE DER BUNDESREGIERUNG FÜR AUSLÄNDERFRAGEN 2000a), das Anwerbeabkommen mit der Türkei wurde 1961 geschlossen. MÜNZ & ULRICH (2000) geben einen sehr detaillierten Überblick über die Wanderungsbewegungen zwischen der Türkei und Deutschland. Sie gehen davon aus, dass Zuwanderung aus der Türkei nach Deutschland in der ersten Anwerbephase bis 1965 kaum eine Rolle spielte. Ihrer Meinung nach stieg die türkische Bevölkerung in Deutschland in dieser Zeit durch Zuwanderung nur um 156000 Personen an. Im Zeitraum von 1968-1973, der zweiten Anwerbephase, wurde die türkische Bevölkerung in Deutschland zur größten Ausländergruppe. Laut MÜNZ & ULRICH (2000) kann man in diesem Zeitraum von einer Netto-Zuwanderung von weiteren 704000 Personen türkischer Staatsbürgerschaft ausgehen. Der 23.1.1973 ist der Auftakt des Anwerbstopps, durch den sich die Zusammensetzung der ausländischen Bevölkerung veränderte. Waren es am Anfang vor allem erwerbstätige Männer, die wanderten, zogen ab 1973/ 1974 vermehrt Familienangehörige diesen Männern hinterher. Dieser Anwerbestopp und die Rezession von 1976 reduzierten die Zuwanderung aus der Türkei für nur kurze Zeit. Bereits in den Jahren 1975-1976 überstieg die Zahl der Fortzüge die Zahl der Zuzüge um 74.000 Personen, 1977 war der Wanderungssaldo ausgeglichen (vgl. MÜNZ & ULRICH 2000). In den folgenden drei Jahren (1978-1980) konnte Deutschland gegenüber der Türkei einen Wanderungsüberschuss von insgesamt 290000 Personen verzeichnen. Hier spielte der bereits genannte Familiennachzug eine wesentliche Rolle. KOLINSKY (2000, S. 72) geht davon aus, dass 80% der türkischen Bevölkerung in Deutschland einen Partner aus dem Herkunftsland heiraten.

Ein Wechsel in den Gründen der Migration findet sich seit Anfang der achtziger Jahre: Ausgelöst durch den Militärputsch 1980 bewarben sich ca. 58000 Menschen türkischer Staatsbürgerschaft in Deutschland um Asyl (vgl. MÜNZ & ULRICH 2000). Noch Ende der achtziger Jahre stellten durchschnittlich 20000 Türken pro Jahr einen Asylantrag in Deutschland. MÜNZ & ULRICH (2000) berichten, dass in den Jahren 1980-1985 infolge der Rezession trotz der hohen Anzahl der Asylsuchenden die Nettowanderung (-296000 Personen) insgesamt zehnmal so hoch war wie während der Rezession 1974-1976. Sie gehen zudem davon aus, dass die Rückkehrprämien, die 1983/ 1984 gezahlt wurden, eine wichtige Rolle gespielt haben. Ab 1986 gab es eine moderate Netto-Zuwanderung von durchschnittlich 30000 Personen pro Jahr. Dieser Wanderungsgewinn reduzierte sich jedoch Mitte der neunziger Jahre (MÜNZ & ULRICH 2000, S. 32/33). Leider liegen keine Angaben zu Pendelwanderungen vor, so dass

Rückschlüsse auf transnationale Gemeinschaften, wie sie von PRIES (1998) geschildert wurden, nicht geleistet werden können. Dennoch ist davon auszugehen, dass sich auch hier z.T. transnationale Räume gebildet haben.

So ist der Bezug zum Herkunftsland auch bei jenen Türken, die in Deutschland lange leben oder sogar geboren wurden, nach wie vor stark ausgeprägt: Zum einen lassen sich in der 3. Generation vermehrt Resegmentierungstendenzen finden (ESSER 1980, S. 148), was u.a. damit zusammenhängen mag, dass transnationale Räume den Kontakt mit der Herkunftskultur lebendig halten¹⁷. Zum anderen ist in der 2. und 3. Generation die Migration ihrer Familie für etliche Jugendliche ein wichtiger Faktor im Selbstkonzept (NOHL 1996, S. 135). Zudem sind Erfahrungen und Rahmenbedingungen der Migration (z.B. Ausländerstatus und Benachteiligungsempfinden), selbst wenn die Einwanderung der Eltern lange zurückliegt, in vielen Familien noch wirksam. Weiterhin ist davon auszugehen, dass der vielfach beschriebene Fragmentierungsprozess bzw. die Umorientierung der Kernfamilie (EISENSTADT 1954, ESSER 1980, ALAMDAR-NIEMANN 1992, SCHMIDT-KODDENBERG 1989) weitgehend vollzogen wurden und dass sich neue Organisationsformen verwandtschaftlicher sowie nachbarschaftlicher Netze herausgebildet haben, so dass das häufig thematisierte Fehlen wichtiger Bezugspersonen in der konkreten Migrationssituation nicht mehr gegeben ist. Schließlich kann nicht mehr davon ausgegangen werden, dass die Kinder in einer rein türkischen Kultur enkulturiert werden und sich dann in der deutschen Gesellschaft akkulturieren müssen. Vielmehr befinden sie sich in einer Situation, die sie von vielen deutschen Jugendlichen dadurch unterscheidet, dass ihr Heranwachsen von zwei kulturellen bzw. transkulturellen Kontexten geprägt ist. Dies drückt sich u.a. dadurch aus (vgl. AUSLÄNDERBEAUFTRAGTE DES SENATS VON BERLIN 2000), dass die türkische Wohnbevölkerung Berlins sich in bestimmten Bereichen der deutschen Gesellschaft anpasst (Mediennutzung, Häufigkeit der Reisen in die Türkei, Heiratsverhalten und Bereitschaft, die deutsche Staatsangehörigkeit zu erlangen), dies aber nicht ausschließt, dass religiös-kulturelle Gewohnheiten beibehalten werden und auch bei der jüngeren Generation auf Interesse stoßen:

„Die Berliner Ausländerbeauftragte hält es für falsch, diesen Befund als Rückzug in ein kulturelles oder religiöses Ghetto zu deuten, wie es in der Öffentlichkeit häufig geschieht. Vielmehr gibt es eine Reihe von Hinweisen, daß die Befragten jedes Alters, die sich durch Bil-

¹⁷ Davon zu unterscheiden sind z.B. die ethnischen Kolonien der frühen Einwanderungszeit in Amerika, in denen ethnische Gemeinschaften die Rolle sozialer Sicherung übernahmen. Wie das Ethnic Revival in den 60er Jahren in den USA zeigen konnte, verknüpfen sich soziale Benachteiligung und Segmentation oft miteinander, so dass zu fragen bleibt, ob auch in Deutschland die erwähnten Resegmentierungstendenzen nicht auf strukturelle Benachteiligung der Gruppe der Türken zurück zu führen sind.

dung und Beruf erfolgreich integriert haben, ihre Identität in der Weiterführung der kulturellen Tradition finden wollen. Das bedeutet nicht unbedingt Abgrenzung gegenüber der Umwelt, sondern ist ein Zeichen für den Willen nach autonomer Lebensgestaltung, also ein Zeichen für Integration in einer offenen, pluralen Gesellschaft.“ (AUSLÄNDERBEAUFTRAGTE DES SENATS VON BERLIN 2000, S. 1).

Mit dem Aufwachsen der 2. Generation wurde langsam jenes Konzept hinterfragt, welches sich in dem lange Zeit gebräuchlichen Begriff des „Gastarbeiters“ widerspiegelt: Zwar relativierte der vermehrte Familiennachzug das Bild des Arbeitnehmers, der nur für kurze Zeit nach Deutschland kam, um dann dauerhaft in sein Heimatland zurückzukehren. Er führte aber nicht zu einer grundlegenden Änderung der „Zuwandererpolitik“. Erst seit kurzer Zeit hat sich die politische Diskussion gewandelt: War früher eine Gastarbeiter- oder Ausländerpolitik das Thema, so lässt insbesondere die Überalterung der deutschen Gesellschaft, die für die Sozialversicherungssysteme anscheinend ein kaum lösbares strukturelles Problem darstellt, Einwanderungen positiv erscheinen. Aber auch der internationale Wettbewerb um sogenanntes „Humankapital“ verdeutlicht die positiven Aspekte der Migration. BADE & MÜNZ (2000) sehen einen ersten Schritt, der diesen paradigmatischen Wechsel – weg von der Eindämmung von Wanderungen hin zu Förderung von Migration – einleitete, in der Reform des Staatsangehörigkeitsrechtes, das seit dem 1. Januar 2000 rechtskräftig ist. Erst ab diesem Zeitpunkt wird in Deutschland Migration politisch mit Integration zusammen gedacht und Eingliederung als die gesellschaftliche Kehrseite der Einwanderung erkannt. Der Entwurf einer aktiven Zuwanderungspolitik zeigt, dass sich die deutsche Politik nun erstmals auf die Frage einlässt, wie sich Menschen in die deutsche Gesellschaft einfügen, die nicht als Deutsche gelten, aber vorhaben, hier dauerhaft zu leben.